

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337207](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337207)

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Gretels Verlobung.

Elßäffisches Idyll.

(Mit einer Abbildung).

I.

Es war um 1830 in Zabern, inmitten des elßäffischen Landes, das so voll Erinnerungen und alter Legenden ist.

In der ganzen Stadt gab es damals kein Wirtshaus, das besser gegangen wäre als die „Drei Störche“. Das Haus wurde überhaupt nie leer; man lebte darin sozusagen wie auf einer Kirn. Der Besitzer Christian Moser, war der beste Mensch auf Erden, und in seinem Keller lagen die feinsten Weißweine der Umgegend. Zwei Perlen von Weibskleuten standen ihm zur Seite, seine Frau und seine Tochter Gretel, eine wahre Rosenknospe, blond wie eine Welle im Rhein und mit einem so reinen und keuschen Gesichtchen, daß man unwillkürlich an die Stiche des Altmeisters Dürer denken mußte.

Es fehlte natürlich nicht an Bewerbern um ihre Hand. Sie schwärmten nur so um das schöne Gretchen herum, welches ihre faden Komplimente und Galanterien mit hellem Lachen quittierte, was aber die Liebhaber nicht hinderte, ihre Versuche zu wiederholen mit einer Beharrlichkeit, die eines besseren Loses würdig war.

Einer der eifrigsten unter dem Völkchen der schmach tenden Liebhaber war ein Freund des Wirts, ein Junggeselle über die Vierzig hinaus mit Namen Fritz Keller. Er war zugleich einer der reichsten Leute im Land, der auf seinem Dorf Regen und Sonnenschein machte, eine gewichtige Stimme im Gemeinderat hatte und allwöchentlich durchs Borntal kam, zur Besichtigung seiner Aecker und Rebberge. Dann kam er zum Essen zu Christian Moser, blieb manchmal in den „Drei Stör-

chen“ über Nacht, glücklich, sich dort bis zum nächsten Montag vergessen zu können.

Es war jedesmal ein kleines Fest, wenn Fritz am Samstagabend erschien in einem kornblumenblauen Sonntagsrock mit Perlmutterknöpfen, einem spiegelblanken Hut, einer glänzenden Weste und einem Verloque so groß wie ein Kindskopf. Die Moser freuten sich sehr über den Besuch und hatten wohl bemerkt, wem er zu verdanken war; trotz seiner gutgezählten vierzig Jahre trugen sie sich nicht ungern mit dem Gedanken der Möglichkeit einer Vereinigung ihrer Tochter mit diesem Krösus von Keller.

So war es wieder Juni geworden. Tagsüber hatte eine unerträgliche Glühhitze geherrscht, auf den Abend war ein furchtbares Gewitter über Zabern hereingebrochen. Nun begann es zu dunkeln, es mochte neun Uhr sein. Bei so schrecklichem Wetter waren die Stammgäste der „Drei Störche“ zuhause geblieben, das Haus stand leer. Eben unterhielten sich die Wirtskleute mit einander im niedern Saale des Erdgeschosses. Plötzlich wurde von draußen lebhaft gegen die Thür gepöcht.

„Das kann nur dieser Kerl von Fritz sein!“ machte Moser, indem er öffnen ging.

In der Tat war er's. Sein Überrock tropfte geradezu und die weichen Lederstiefel hatten sehr unter dem Wetter gelitten. Aber er lachte über das Abenteuer und sagte, nachdem er sich's behaglich gemacht hatte:

„Freund Christian! Ich hoffe, du wirst mich bei dem Hundewetter nicht vor die Thür setzen! Dafür werde ich mich zum Essen einladen, und wenn ich dich nicht zu sehr belästige, bleibe ich in den „Drei Störchen“ über Nacht. Wir haben Johanni heute! Das Fest feiern wir im Familientreffe mit einigen guten Flaschen . . . Hoffentlich hast du noch von dem Hundertjährigen für deine Freunde zurückgestellt, von dem Kardinal Rohan . . .!“

„Gewiß!“ gab der Wirt zur Antwort. „Wir gehen zusammen in den Keller, und es müßte schon schlimm gehen, wenn wir nicht hinter den Fässern einige Überreste vom Nachlaß Seiner Eminenz entdecken könnten!“

II.

Unsere vier hatten zusammen diniert am großen Kamin aus Stein, worin ein behagliches Feuer von Rebholz flackerte. Fritz war voller Aufmerksamkeit gegen Gretel; aber das junge Mädchen hatte diese nur zerstreut erwidert. Sie schien in Gedanken versunken, träumerisch, von der Gegenwart abgezogen. Gegen elf Uhr nahm sie Müdigkeit zum Vorwand, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Kurz darnach sagte auch Christian zu Keller:

„Mit dir brauchen wir uns ja nicht zu genieren. Wir wollen auch schlafen gehen, denn morgen früh geht's mit den Fuhrleuten wieder los! Wenn du aber noch am Feuer sitzen bleiben willst, du hast ja den Schlüssel zum Zimmer, und die Läden sind schon geschlossen. Du bist da wie daheim. Und jetzt Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte Fritz, indem er dem Wirt und seiner Frau die Hand drückte. „Ich rauche nur noch zwei oder drei Pfeifen, und dann will ich's machen wie ihr.“

So blieb er zurück, stopfte sich die Pfeife und setzte sich vor's Kamin, seinen Träumen hingegeben.

Er gedachte der sanften Augen Gretchens und machte sich jetzt Vorwürfe, Junggeselle geblieben zu sein, sein Leben sozusagen verstandelt zu haben, um jetzt auf dieser Erde ein unnützer Egoist zu sein, ein Wesen ohne Zweck, weil ohne Familie. So reich er war an Gut und Geld, so bettelarm fühlte er sich jetzt, ärmer als die Zigeuner, die er des Morgens vor seinem Fenster auf der weiten Straße vorbeiziehen sah.

Es hatte aufgehört zu regnen . . . Eine unbeschreibliche Nüchternheit überkam ihn, die ihm bis ins Mark drang, wenn er dachte, daß es die Johannisnacht war . . .

Ein alter Brauch der Heimat kam ihm jetzt ins Gedächtnis. Wenn ein Bursche und ein Mädchen sich die ewige Treue und die Ehe gelobt

hatten, erschien der Liebste in der Johannisnacht vor dem Fenster der Geliebten, um ihr irgend ein naives Ständchen zu bringen, worauf sie antwortete, indem sie einen Ginstersweig auf das Fenstergesims legte, so grün wie der Rasen auf den Hänzen der Vogesen.

Und der arme Fritz mußte sich sagen, daß er zu alt war, um so eine Serenade zu singen, daß er leider schon eine rauhe Kehle und keine heitere Stimme mehr hatte, daß er wohl im Fenster der „Drei Störchen“ kein Ständchen mehr für ihn blühen würde . . .

Er hatte die Augenlider halb geschlossen und gab sich einer Art Schwermut hin, die nur gestört wurde durch das am Rebholz leckende Feuer des Kamins. Plötzlich hörte er Schritte auf der Straße. Er schlug die Augen auf und horchte hinaus. Eine jugendliche Stimme sang ein Lied auf den Ginsters-

Blüht der Ginsters, blüht die Liebe,
Wo wächst der Zweig mir Armen?
Daß es doch ver sagt mir bliebe,
Zweige zu schau'n für and're!

Einmal hatt' ich Glück im Leben,
Die Sonne schien hernieder.
Mag der Himmel wieder geben,
Daß das Herz im Leib sich freut!

Fritz war aufgestanden, von einem seltsamen Gefühl übermannt. Die schlichten Worte drangen ihm ins Herz. Es war ja doch Johannisnacht, und so konnte der Unbekannte mit seinem Liebesliedchen kein anderer sein als der Sterbliche, den Gretel mit ihrer Gunst beglückt hatte! Sachte hatte Fritz den Laden gelockert, der von drinnen schloß. Jetzt sah er im Mondschein deutlich einen stattlichen jungen Mann in Försterstracht, mit Samaschen bis über die Waden, einem weichen Hut mit einer Hahnenfeder und übergehängten Gewehr. Fritz hielt den Atem an, als der Unbekannte wieder zu singen begann. Um den Ginstersweig zu suchen, so heißt es jetzt im Liedchen, habe er mehr als einen Umweg machen müssen. Aber in der Stadt habe man ihm gesagt: daß es seinem wehen Herzen leicht wäre, den blühenden Ginsters zu finden . . .

Plötzlich hörte Fritz Schritte über ihm; neugierig, wie das Abenteuer sich entwickeln werde, blies er rasch die kupferne Lampe aus, welche den niederen Raum erleuchtete und

nnis-
a ihr
, wo-
nster-
grün
lesen.
daß
ngen,
keine
bl im
nder

offen
die
bholz
hörte
g die
gend-
fter:

elt-
chten
doch
nnte
n als
bunst
laden
ah er
ngen
n bis
einer
wehr.
nnte
fter-
chen,
ffen.
t daß
blü-

ihm;
eckeln
aus,
und



Als sie das Fenster erreicht hatte, warf sie den Ginsterzweig hinaus.

versteckte sich in einer Ecke. Jetzt sah er Gretel die gewundene Treppe herunterkommen. Das junge Mädchen ging auf den Beinen so leicht wie eine Erscheinung. In der Hand hielt sie einen Ginsterzweig. Als sie das Fenster erreicht hatte, warf sie den Ginsterzweig hinaus und stieg schnell die Treppe wieder hinauf. Jetzt wußte der arme Fritz Bescheid. Es war ihm klar, daß Gretel in dieser Johannisnacht mit dem schönen Förster Schwüre der Liebe und der Treue austauschte, und daß seine eigenen schönen Träumen damit zusammenfallen mußten wie die Flügel eines verwundeten Vogels.

Als Gretel verschwunden war, nahm Fritz wieder den Platz am Kamin ein. Dicke Tränen tropften ihm von den Augen, er war durch die rauhe Wirklichkeit brüsk ins Herz getroffen worden. Offenbar machte er sich Vorwürfe, weil er sich durch dieses Mädchen hatte bezaubern lassen. Und zugleich stiegen Gedanken des Hasses und des Bornes in ihm auf gegen den Hönen Förster, der mit dem Ginsterzweig im Dunkel der Nacht verschwunden war. Die Idee, sich zu rächen, kam über ihn. Dabei handelte es sich doch nur um eine unbedeutende Diebelei. Friedrich Keller besaß ein stattliches Gut und rein klingendes Gold, das sich wohl den zwanzig Jahren und dem schmucken Schnurrbart dieses fatalen Försters gegenüberstellen ließ.

Aber während er einschlummerte, flüsterte ihm eine Stimme zu: „Und wärest du auch hundertmal reicher als du bist, Fritz Keller, was könnte hindern, daß du Silberfäden im Bart hast, eingefallene Schläfen, den Augenstern etwas trübe, während der Förster braun war wie die Fittiche eines Raben, ein stolzes scharfes Auge und dazu reicher in seiner Jugend als du mit deinem ganzen Erbe. Hör' also auf die Vernunft! Es ist nur natürlich, wenn Gretel diesen jungen Mann gern hat. Was du also von der Tochter deines Freundes Christian begehren kannst, ist ein Bläßchen in ihrer Hochachtung . . . und das ist gewiß nicht zu verachten!“

Ohne Zweifel ließ sich Fritz von dieser kritischen Stimme aus dem Innern überzeugen, denn schließlich war er im Lehnstuhl in tiefen Schlaf versunken.

III.

Andern Tags gab es in aller Frühe schon viel zu tun in den „Drei Störchen“. Am Buffet, das in geradezu flämischer Sauberkeit erglänzte, schenkten Moser, Frau und Tochter den Fuhrleuten den Weißwein ein, der getrunken wurde, um, wie sie sagten, dem Wagen das Knurren zu vertreiben.

Im Saal ging Keller langsam auf und ab, indem er seine Meerschaumpfeife rauchte und von Zeit zu Zeit einen mächtigen Kerl von Förster betrachtete, denselben vom Abend zuvor, der nur etwas an seinem Äußern verändert hatte, denn an Stelle der Hahnenfeder steckte jetzt ein Ginsterzweiglein.

Blötzlich trat der Förster auf den Wirt zu und redete ihn an.

„Herr Moser,“ sagte er, „ihr kennt den Franz, der zu euch spricht . . . Ihr wißt, daß mein Name so viel ist wie Ehre und Rechtsschaffenheit, Dinge, die wohl nicht Geld aufwiegen, aber immerhin ihren Preis gelten. Darum erlaube ich mir, bei euch gerade heraus, als Ehrenmann, um die Hand eurer Gretel anzuhalten. Wir haben uns bereits das Wort gegeben und in dieser Nacht auf Johanni habe ich von ihrer Hand den Ginsterzweig bekommen, den in unserm schönen Land, ihr wißt wohl, die Braut dem Bräutigam schenkt!“

Gretel war kirschrot geworden. Der Vater schien verblüfft durch die Offenheit, womit ihm die Mitteilung gemacht wurde. Da mischte sich Fritz ein, indem er zum Wirt sprach:

„Mach nur keine Augen wie die Kirchenguhr von Zabern! Dieser brave Bursch gefällt deiner Tochter, ich weiß genug, um es behaupten zu können. Er ist jeden andern Freier wert und dann siehst du ja schon den Ginster an seinem Hut. Als guter Elsfässer bleibt dir nichts anderes übrig, als dein Jawort zu geben!“

„Hm!“ machte Moser. „Aber es muß mir doch wohl erlaubt sein, einige Bedenken sprechen zu lassen. Franz ist ohne Zweifel ein respektabler junger Mann, aber in der Ehe ist es noch nicht alles, wenn man sich gern hat. In unserem Fall bringt aber der Bräutigam nichts mit als sein Herz und einen schönen

Schnurrbart, was mir, offen gestanden, etwas zu wenig erscheint . . .“

„Du irrst dich“, erwiderte Fritz. „Ich habe diese Nacht Franz zum Verwalter meiner Güter ernannt. Ich gebe ihm einen ganz anständigen Lohn. Es ist gut, wenn ich alter Junggeselle mir etwas Ruhe gönne. Und da ich allein stehe auf der Welt, mache ich Franz zu meinem Universalerben . . . Du siehst, mein lieber Christian, Franz ist eigentlich reicher als du! Nur möchte ich zwei Bedingungen erfüllt wissen: Ich will dem ersten Kinde Bate sein und dann gibt mir Franz den Ginster, den er in dieser Johannisnacht bekommen hat.“

„Den sollt ihr haben, Herr Keller,“ sagte der Förster, der sich nicht mehr kannte vor Freude.

„Und ich,“ fügte Gretel hinzu, indem es dem Junggesellen an den Hals sprang, „ich will euch dafür umarmen, aber nicht wie ihr's verdient!“

„Und jetzt, Christian,“ machte Fritz mit einer Stimme, deren Ton fest erscheinen sollte, „jetzt wird die Sache mit deinem alten Rohan begossen!“

Der Wirt hatte den Wein eingeschenkt, nahm ein Kristallglas in die Hand und stieß an: „Auf die Johannisnacht!“

Wie seltsam es war! . . . Eine Träne stahl sich unter dem Augenlid hervor, die letzte, die er vergoß über seine arme Liebe, die er nunmehr im Innersten seines Herzens verbarg.

Der Braut war die Bewegung nicht entgangen. „Was ist euch, Fritz? Man könnte glauben, ihr weint!“

„Gib nicht drauf acht!“ antwortete er. „Ich weine wohl, es ist wahr, aber . . . es ist . . . vor Freude!“ A. Faure.

Unter Menschenfressern.

1.

„Er schläft, Freunde,“ sagte ganz leise der dicke S h o k a r, indem er mit dem Finger auf den Mann zeigte, welcher mit hinaufgezogenen Beinen außerhalb des Lichtkreises lag . . . „Ich hab' schon lange gesehen, wie sich der Kopf auf den Bart neigt.“

„Mein Bruder,“ verbesserte ihn der schieflende S u n u p a s i, den Mann, aber über die Nase weg, betrachtend, „er ist erwacht; eben hab' ich gesehen, wie er mit dem Daumen eine Mücke zerdrückte.“

„Er hat getöbet?“ rief ein dritter stirnrunzelnd. „Dann gehört er nicht zu meiner Kaste. Ich bin ein J a i n und töte kein lebendes Wesen.“

„Sag' lieber, er ist nicht von unjerer Kaste,“ warf der bengalische S o w a r ein, der unter seinem buschigen Schnurrbart seine weißen Zähne zeigte. „Auch wir respektieren das Menschenleben, außer im Falle berechtigter Verteidigung . . .“

Und er zerdrückte mit dem Absatz seines schweren Reiterstiefels eine Motte, welche um ihn herum geschwärmt war.

„Unnütz darüber zu streiten,“ entschied mit ernster Miene ein P a n d i t von der Kaste der Brahmanen. „Es handelt sich darum, zu wissen, ob er schläft oder ob er wach ist, das heißt, ob er gehört hat oder nicht, was wir erzählt haben, das heißt, ob er uns selber was erzählen oder still bleiben wird.“

Sie hatten sich alle in einem „Serail“ getroffen, einem Gasthaus für die Karawanen an der Heerstraße, die, viele hundert Meilen weit, nach Delhi führt. Es waren Leute aus allen Schichten und von allen Berufen, von allen vier Enden Indiens hier zusammengekommen! Händler aus Srinagar, Erzgießer aus Bennarès, Wechseler aus Marwar und Beamte der verschiedenen Provinzen, die auf dem Weg zu ihrer Station oder zu ihrer Familie waren. Von Peshawar nach Comorin, von Kurrachee bis Rangoon führten alle Wege über Delhi, und alle Nebenstraßen mündeten in die Hauptstraße.

Der Serail war auch voll besetzt an diesem Abend. Der orientalischen Sitte entsprechend, hockten die Reisenden auf ihren Matten, schmauchten die „Gula“ und horchten auf die wunderbaren Geschichten von Abenteuern, welche der Reihe nach erzählt wurden.

Ein junger Sikh, der sich etwas abseits von der Gruppe hielt, weil er den Tabak nicht vertrug, ließ das Blut in den Adern gerinnen, indem er von den Kämpfen und Menschenjagden in Arrakan, in Birmanien erzählte.